

Nachdruck verboten.

## Im Holzstall.

Skizze von Gerhard von Amynstor.

Es war ein ambrosischer Abend. Der fast volle Mond schwamm am wolkenreinen Himmel und blinzelte schalkhaft hernieder auf die im wonnigsten Lenztraume verzücht athmende Erde.

Einen so sommerlich warmen Juni-Anfang hatte der Rentner Eduard Herbach trotz seiner nun fast vollendeten achtundfünfzig Jahre noch nie erlebt. Behaglich saß er mit seinem Gaste in der wohllich eingerichteten offenen Steinlaube, die im Vorgarten seiner Villa mit dem Rücken gegen die Siebelwand des Nachbarhauses angebaut war, und schaute durch die Wölflchen seiner köstlich duftenden Cigarre hinaus auf die monderhellten Blumenbeete. Auf dem gedeckten runden Tische brannte die Lampe, und in ihrem Scheine stimmerte das silberne Thee-Geräth und das bunt bemalte Porzellan, von dem der Rentner mit seiner Tochter und seinem Gaste zur Nacht gespeist hatte. Hier war es köstlich; hier fühlte sich der kleine, menschenscheue Herr geborgen vor dem Lärm und der unsanftesten Berührung des öffentlichen Lebens; hier glogte ihn kein Zubringlicher an, hier hörte er nichts von dem Klatsch und Tratsch jenes unbarmherzigen Scheufals, des Publicums, das ihm einst sein geheimes Leben zerstückt und ihn mit einer wahren Armsünder-Angst vor Allem, was Oeffentlichkeit hieß, erfüllt hatte. Die Millionen, die er besaß, hatte er nach und nach in stiller, rastloser Thätigkeit als kluger Mitbürger eines Seehandels-Plazes zusammenerobert, aber nie hatte ihm der Kampf um das rothe Gold so viel Aufregung und Herzeleid bereitet, als jener unselige Scheidungs-Prozess, den er vor vielen, vielen Jahren gegen Diejenige führen mußte, die ihn um das Beste im Leben schnöde betrogen hatte. Heute hat er die Ungetreue vergessen; schon seit achtzehn Jahren gilt er der Welt als Witwer; nur Hermine, sein einziges, wohlgeartetes Töchterlein, leistet ihm in seiner Einsamkeit Gesellschaft und giebt sich redlich Mühe, ihn vor jeder Störung seiner Zurückgezogenheit zu bewahren.

Und doch hat der ängstliche, weltflüchtige Herr heute einen Gast bei sich, den Grafen Claus von Schwedten, der den einstigen Nether von früher her kennt und neulich bei einer zufälligen Begegnung in der Residenz auf's allerfreudigste begrüßt hat. Schon am Tage nach dieser Begegnung besuchte der Herr Graf den so unvermuthet Wiedergefundenen in der Villa, die dieser nahe der Residenz als Sommer-Wohnung gemiethet hat, und seit dieser Zeit ist er fast täglich ein

erst mit Zurückhaltung empfangener, neuerdings aber gern gesehener Gast des Herrn Eduard Herbach gewesen. Freilich, Hermine Herbach hat noch nie ihre Genehmigung belundet, wenn der zwar stattliche, aber so unheimlich gezierte, vornehme Herr mit einem der Abendzüge aus der Hauptstadt eintraf und in einer Droschke vor dem Gartengitter der Villa vorfuhr. Sie hatte erfahren, daß Graf Claus ein verschwenderischer Müßiggänger sei; sie muthmaßte, daß er bis über die Ohren verschuldet sein möchte, und sie ahnte mit weiblichem

Scharfzinn, daß er ihr wohl gern die neunzadige Krone anbieten würde, wenn Papa dafür die Güte haben wollte, ihn wieder stolt zu machen und etwa noch ein Millionchen als Aussteuer der zur Gräfin erhobenen Tochter mit auf den Weg zu geben.

Eduard Herbach mochte dasselbe ahnen; aber da er nun einmal den Lauf der Dinge kannte und sich darüber keiner Täuschung hingab, daß auch seine Hermine dereinst den Papa verlassen und irgend einem Tausendsassa von Geliebten folgen würde, so hielt er die zufällige Begegnung mit dem Grafen eher für ein Glück, als für ein Unglück. Denn ein Graf war ihm als Schwiegerohn immer noch lieber, als irgend ein junger Kaufherr aus seiner Heimath an der Seelüste. Graf Schwedten hatte Güter; mochten sie auch bis zum vollen Schätzungswerte verschuldet sein, er, Eduard Herbach, konnte alle Pfandschulden jeden Augenblick tilgen, und dann winkte ihm die erwünschte Aussicht, sein verheirathetes Töchterlein auf dem Lande besuchen zu dürfen, wo er vor der gefürchteten Berührung mit der Welt doch sicherer war, als in seiner Heimath, in der ihn jeder Börsebesucher und jeder Droschkenfutscher kannte und mit der Möglichkeit einer zubringlichen Anrede in steten Schrecken versetzte.

Hermine hat den Papa der Unterhaltung durch seinen geziert näselnden Gast überlassen und ist vom Theetische weggehuscht, um in den Garten hinauszutreten und die erquickende Würzluft des Abends mit weitgedehnten Lungen einzathmen. Der Vorgarten wird seitwärts durch ein hohes Flieder- und Goldregen-Gebüsch gegen einen breiten, schmirgeraden Weg abgegrenzt, der von der bäumebepflanzten Straße in das Grundstück hinein und bei dem Vorgarten und dem Hause vorbei bis an's Ende des Grundstückes führt, wo man, sich rechts wendend, durch das Pförtchen eines hölzernen Jaumes nach dem Hofe hinter der Villa gelangen kann. In diesem Goldregen-Gebüsch ist ein Durchschluß, den man von der Laube aus nicht sehen kann; dorthin tritt die Sinnende und richtet den Blick durch das noch offen stehende Gitter nach der Straße, die jetzt schon still und menschenleer geworden ist. Die schlanke, weiß gekleidete Gestalt, vom Mondlicht voll überfluthet, hebt sich wie eine Marmor-Statue vom dunklen Gebüsch ab; unbeweglich, das Haupt leicht vornüber geneigt, den gekrümmten Zeigefinger der Rechten gegen das Kinn stemmend, denkt sie an den Gast in der Laube und sucht zu ergründen, warum er ihr so entsetzlich gleichgültig ist. Wie gern würde sie den unausgesprochenen und doch nicht mißzuverstehenden Wunsch des Vaters erfüllen, wie gern dem vornehmen Bewerber entgegenkommen, wenn sich nur irgend etwas in ihrem Herzen für diesen glatten Formenmenschen regen wollte! Ach, in ihrem Herzen





hat sich überhaupt noch nie etwas geregt; nur geheimnißvolle Ahnungen haben sie zu Zeiten durchschauert, aber noch nie hat sie der Anblick eines Mannes bis in's Innerste getroffen und ihr das Räthsel jener Ahnungen gelöst. Ein leiser Seufzer hebt ihre Brust, — was wird sie dem Vater erwidern, wenn er ihr den Antrag dieses, wie eine Modepuppe gekleideten Grafen verkünden wird? Lange, das fühlt sie, wird die Stille vor dem Sturme nicht mehr dauern, und was dann? Himmel! Was soll sie dann thun?

Der gleichmäßige Schall sich eilig näherender Schritte erweckt sie aus ihrem Sinnen; es hört sich an, als ob Jemand, von wilden Feinden gehegt, um sein Leben liefe. Sie hebt ihr Haupt und starrt nach der offenen Straßen-Pforte. Noch ehe sie sich recht bewußt wird, was eigentlich vorgeht, stürzt schon ein menschliches Wesen in rasendem Laufe bei ihr vorüber, indem es ihr athemlos zuraunt: „Verrathen Sie mich nicht, gnädiges Fräulein, — bitte, Sie haben nichts gesehen!“ Schon verhallen die Schritte hinter dem Hause; öde und still ist wieder der Weg, und unwillkürlich tritt die Ueberraschte zur Seite und lugt nach der Laube hinter sich, um zu erfahren, ob man dort den Vorgang bemerkt hat. Aber ein lautes Gelächter, das von dort zu ihr herüberdröhnt, beruhigt sie; Papa muß irgend einen seiner trockenen Scherze erzählt haben; die beiden Herren haben nichts bemerkt.

Wer war der Eindringling? Was will er hier? Wird er verfolgt? Hat er ein Verbrechen begangen? Diese Fragen bewegen Hermine in ihrem Herzen, während sie geängstigt und erregt auf dem breiten Wege längs der Goldregen-Sträucher auf und ab wandelt. Da blühen die Helme zweier Schutzleute von der Straße her auf. Der eine der Beamten tritt bescheiden näher und begrüßt mit fliegendem Athem die Tochter des Hauses.

„Fräulein Herbach, — nicht wahr, ich habe die Ehre? Ist hier vielleicht soeben ein junger Mann hereingeschlüpft? Wir waren dem Flüchtling dicht auf den Fersen, und plötzlich ist er verschwunden; er muß sich irgendwo in der Nähe verborgen halten!“

„Hier ist Niemand hereingekommen, — wir sind seit über zwei Stunden im Garten, — ich habe Niemanden gesehen.“ Mit gutgespielter Aufrichtigkeit giebt Hermine diese Auskunft.

Der Beamte schüttelt verwundert den Kopf, bittet um Entschuldigung und zieht sich wieder zurück, um mit dem draußen wartenden Kameraden langsam und ungeschlüssig weiterzugehen.

Hermine steht und preßt die Hand gegen das mächtig klopfende Herz. Wie kam sie darauf, die Unwahrheit zu sagen? Sind es Gewissensbisse, die sich in ihr regen? Aber nein! Sie konnte doch einen Unglücklichen nicht verrathen, einen Mann, der sich vertrauensvoll unter ihren Schutz begeben hatte, nicht den Schergen des Gesetzes ausliefern! Das wäre grausam, heimtückisch, unweiblich gewesen.

Mit sich selbst zufrieden und dennoch von geheimer Unruhe durchzittert, wünscht sie dem Grafen, der sich bald darauf mit einem seiner schmatzendsten Blicke empfiehlt, eine glückliche Fahrt. Herr Herbach geleitet ihn noch bis zum Gitter, dann kehrt er schmunzelnd zu seiner Tochter zurück und klopfte sie ermunternd auf die runde Schulter. „Du wirst vernünftig sein und ihn erhören,“ das will die stumme Liebeslösung besagen.

Beide gehen in's Haus. Ein Diener schließt das Straßen-Gitter, holt die Lampe aus der Laube und verschwindet ebenfalls im Hause, dessen Thür er hinter sich zuschließt. Bald liegt die Villa in tiefem Schlafe.

Nur Hermine wacht. Sie steht noch völlig angekleidet am offenen Fenster ihres im Erdgeschoß liegenden Schlafzimmers und späht und horcht nach dem Hofe hinaus. Wo ist der Verfolgte nur geblieben? Ueber die Mauer, die den Hof einfaßt, kann er unmöglich weiter geflohen sein. Sie schlägt ein Tuch aus taubengrauer Blockseide um ihre Schultern, denn sie schauderte eben im Hauche der kühlere werdenden Nachtluft, und schleicht auf den Zehenspitzen hinaus nach dem Flurgang. Dort tastet sie sich bis zu der Treppe hin, die nach dem Kellergechoß führt. Sie steigt hinab und findet im Vorraum des Kellers eine Laterne, deren Kerze sie entzündet; dann nimmt sie einen Schlüssel vom Haken an der Wand und huscht vorsichtig wieder die Treppe hinauf, um die Hofthür im Erdgeschoß geräuschlos zu öffnen. Mit der brennenden Laterne in der Hand betritt sie den Hof und wirft scheue Blicke nach allen Seiten. Sie erkennt die Pumpe, den Taubenschlag, den großen Kufbaum mitten im Hofe und dort zur Rechten die hölzerne Hundehütte, deren Bewohner im Winter das Zeitliche gesegnet und noch keinen Nachfolger gefunden hat; doch nirgends ist Der zu entdecken, den sie sucht. Sie schreitet quer über den Hof bis zu dem jenseitigen Stallgebäude. Die Thür zum Holzstall ist nur angelehnt; sie stößt sie leise weiter auf und tritt zagend über die Schwelle. Mit hoch erhobener Laterne, die ihren Schein auf das geschichtete Holz wirft, wagt sie die scheue Frage: „Ist hier Jemand?“

Keine Antwort. Aber dort hinter dem niedrigen Holzstoße, dessen obere Scheite aus ihrer ordnungsmäßigen Lage gebracht sind, regt es sich knisternd. Mit bebender Stimme, aber sich zu einem beherzten Entschlusse aufrassend, befiehlt sie gebieterisch: „Kommen Sie nur hervor! Ich habe Sie ja vorhin schon gesehen.“

Da taucht hinter dem Holze die Gestalt eines jungen, sauber gekleideten Mannes auf; zwei große, dunkelblaue, schwärmerische Augen sehen sie freudig-verwundert an, und eine Stimme von sympathischem Klange wird laut: „Hohe, zu Dir steh' ich; Du seist eine Göttin oder ein Mädchen! Eben entlosh ich der Hant, nun warf ein Dämon mich hierher, daß ich auch hier noch dulde, denn noch erwart' ich des Leidens Ende nicht; mir ward viel mehr von den Göttern beschieden.“

Gewandt klettert er über den trennenden Holzstoß hinüber, sinkt vor dem überraschten Mädchen auf ein Knie und fährt in halb übermüthigem, halb innig stehendem Tone fort:

„Verrathen Sie mich nicht, mein gnädiges Fräulein! Heilig sind ja, auch selbst unsterblichen Göttern, die Menschen, welche von Leiden gedrängt um Hilfe stehen.“

„Nicht um Sie zu verrathen, bin ich hierher gekommen,“ versetzt Hermine, die aus dem sonderbaren, aber nicht reizlosen Benehmen ihres Schütlings nicht recht klug wird, „ich wollte mich nur überzeugen, wer sich eigentlich hier verborgen hat.“

„Oh, ich begreife,“ sagte der junge Mann aufstehend und sich dann tief verbiegend, „ich habe mich noch nicht vorgestellt. Ich heiße Henning von Oldensliet, bin Referendar und stehe zur Zeit mitten drin in der großen Staatsprüfung. Ich hoffe, Sie halten mich für keinen Verbrecher; der albernste aller Zufälle hat mich in diese eigentlich lächerliche Lage gebracht. Von dem Feuerwerk des heutigen Abends zurückkehrend, begegnete ich unvermuthet der früheren Erzieherin meiner Schwester, einem schon überjährigen und sehr romantischen Fräulein, Elisabeth Schober, die mit ihrem Bruder, einem braven Kassenbeamten, in dem großen Hause in der Löwenstraße wohnt. Sie hatte den Bruder im Gedränge verloren, bat mich um meine Ritterdienste, und ich geleitete sie ahnungslos nach Hause. Sie war schon in den Flur eingetreten, als sie ängstlich wieder kehrt machte und mich beschwor, ich möchte sie bis in ihr Zimmer bringen; in dem Hause wäre es nicht richtig, sie hätte schleichende Schritte gehört, sicher wären Diebe oder Mörder anwesend. Ich spottete ihrer Angst und ging mit ihr. Ein Wachszündhölzchen aus meinem Taschengezeug leuchtete uns. In dem langen Corridor des alterthümlichen Gebäudes war nichts Verdächtiges zu entdecken. Ich beruhigte sie und begleitete sie bis in ihre, am Ende des Corridors befindliche Wohnung, wo ich ihr die Lampe anzündete und sie überzeugte, daß kein Grund zu irgend welcher Besorgniß vorlag. Da rief sie plötzlich: „Ich höre Schritte; mein Bruder kommt zurück; aber er kommt nicht allein; mein Gott! wenn uns Fremde hier finden, was sollen sie von mir denken? Bitte, verbergen Sie sich, oder besser, klettern Sie dort durchs Fenster; es ist nicht hoch... schnell, schnell, um meines guten Rufes willen!“ Ich ärgerte mich über diese ganz unbegründete Sorge, aber um der übertrieben zümpelichen alten Dame keinen Schmerz zu bereiten, that ich ihr den Gefallen, stieg in's nächste Zimmer, riß einen Fensterflügel auf und schwang mich lachend hinaus in das kleine Hintergäßchen, das nach dem Neuthor führt. Da fühlte ich eine Faust an meinem Nacken, und der Ruf traf mein Ohr: „Halt, Bursche! jetzt haben wir Dich! komm nur gutwillig mit; meine Kameraden sind in der Nähe.“ Ich folgte dem Schutzmann, ohne zu begreifen, warum er mich verhaftet hatte; aber plötzlich gedachte ich des Fräulein Schober, — jetzt konnte die Armut wirklich in eine recht verdrießliche Lage gerathen; auch mir, ich gestehe es, war es nicht gleichgültig, gerade jetzt, wo ich mein Staatsexamen zu absolviren habe, vielleicht als Abenteuerer in die Spalten der Zeitungen zu kommen; ich riß mich los und lief, was ich laufen konnte, dem Neuthor zu, indem ich die Schritte mehrerer Verfolger hinter mir hörte. Sehe ich wie ein ehrlicher Mann aus, mein gnädiges Fräulein, oder muß ich die Wahrheit dieser meiner Aussage noch durch Eidschwur bekräftigen? Daß man mich für einen Anderen gehalten hat, ist mir ganz zweifellos; ich würde auch die Aufklärung des Irrthums mit Seelenruhe abgewartet haben, wenn mich die Rücksicht auf Ihr Geschlecht nicht zur Flucht getrieben hätte.“ In einem Athem hatte er es hervorgeprudelt. Jetzt blickte er seine Retterin erwartungsvoll an und schien von ihren Lippen die Antwort lesen zu wollen.

Hermine kannte das Fräulein Schober; sie wußte, daß dieses Dämchen einem jungen Manne nicht mehr gefährlich werden konnte, und dieses Bewußtsein erfüllte sie zu ihrer eigenen Ueberraschung mit einer Art Glücksgefühl.

„Ich glaube Ihnen, Herr von Oldensliet, und freue mich, daß ich Sie nicht verrathen habe, denn man hat schon nach Ihnen gesucht.“

„Oh, diese Pfadfinder der heiligen Hermandad, was haben sie für eine feine Bitterung! Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Großmuth, Fräulein...“ Er stockte, da er ihren Namen nicht wußte.

„Herbach, Hermine Herbach,“ ergänzte sie lächelnd. „Fräulein Herbach,“ fuhr der Andere begeistert fort, „mit unauslöschlichen Lettern wird dieser Name in meinem Herzen eingeschrieben bleiben! Meine Retterin wolle mir huldreichst gestatten, daß ich ihr die kleine, menschenfreundliche Hand küsse.“ Und ehe sie es verhindern konnte, hatte er sein lech gedrehtes Bärtchen auf ihre Fingerspitzen gedrückt.

Eröthend zog sie ihr Händchen zurück; aber in ihrem Herzen herrschte trotz der späten Nachtstunde auf einmal heller, julikirender Sonnenschein.

„Und nun,“ hob Henning wieder an, „wird es Zeit, daß ich gehe; schon zu lange habe ich Ihre Rücksicht in Anspruch genommen.“ Er wollte der Thür zu schreiten; doch Hermine hielt ihn am Arme fest:

„Um Gottes Willen, doch jetzt noch nicht! Ich bin überzeugt, die Polizei lauert draußen noch umher, und Sie rennen unmittelbar in's Verderben.“

Uebermüthig versetzte er:

„Göttliches Weib, berede mich nicht, hier länger zu bleiben! Zwar ich sähe mit Freuden bei Dir ein völliges Jahr lang, ohne mich jemals heim nach meiner Klauje zu sehnen, ... aber, — schelten Sie mich nicht einen profanen Materialisten, — ich muß in der That aufbrechen, wenn ich nicht dem elendesten Hungertode erliegen will; wir hatten, ehe ich zu jenem verhängnißvollen Feuerwerk ging, unsern Homer-Abend; ich habe seit Mittag noch nichts gegessen.“

„Ach, Sie Aermster!“ rief Hermine, von Mitleid bewegt, „warten Sie, dem soll sogleich abgeholfen werden!“ Und schon in der Thür, wandte sie sich noch einmal um und warnte mit drohendem Finger: „Aber nicht wahr, Sie sind folgsam und desertiren nicht?“

„Ich warte hier, bis die dämmernde Frühe mit Rosenfingern heraufkommt.“

„Das ist ja ein ganz reizendes Gechöpf!“ dachte er laut, als sie mit ihrer Laterne davongehuscht war, „und des reichen Nheders Tochter ist sie! Donnerwetter! wenn mich das Schicksal in diesen Holzstall verschlagen hätte, um mich hier das große Los im Liebes- und Lebenslotto ziehen zu lassen! Armer Henning, gib dich solchen Träumen nicht hin, sie machen dein Hirn wirbeln!“

Als Hermine mit einem gefüllten Korbe und einer wollenen Decke zurückkehrte, war Henning besungen und wortkarg; kein einziger Vers aus Homer wollte ihm mehr einfallen. Um so zuversichtlicher und gesprächiger war Hermine. Der abenteuerliche Vorgang machte ihr offenbar großen Spaß; sie stellte die Laterne auf einen Holzstoß und deckte den im Stalle befindlichen mächtigen Hauf mit einem blendendweißen Damasttuche. Dann holte sie aus ihrem Korbe allerlei Herrlichkeiten hervor, die sie auf den improvisirten Tisch stellte: ein kaltes Huhn, eine geöffnete Sardinenbüchse, Butter, Brot und Käse, auch die Reste eines Nachtisches, die sie in Gestalt von Knackmandeln und Traubenrosinen in der Zweifelsammer zusammengerafft hatte. Aus einer Flasche Rothwein füllte sie ein schimmerndes Kelchglas, und, indem sie es dem Verschmachteten darbot, sagte sie freundlich besorgt: „Nun stärken Sie sich, Herr von Oldensliet; bis Tagesanbruch müssen Sie schon in diesem wenig einladenden Loche aushalten.“

„Wenn Sie zuvor an diesem Glase nippen wollten, würde es mir noch einmal so gut schmecken.“

Bescheiden bittend und mit einem heißen Blicke seiner großen, ehrlichen Augen hatte er es gesagt, und Hermine fand nicht den Muth, ihm diese Bitte abzuschlagen. Sie trank einen Schluck und bemerkte, nicht ohne verstärktes Herzklopfen, daß Henning gerade diejenige Stelle des Glases zum Munde führte, die von ihren Lippen berührt worden war.

Während er ipse, plauderte sie und musterte dabei, auf ein paar Holzscheiten in der Ecke hockend, sein scharf geschnittenes Profil. Seine Nase war etwas lang, seine Stirn vielleicht ein wenig zu stark vorgewölbt, aber er hatte prächtvolles, leicht gekräuselttes Blondhaar, wunderschöne Augen, und seine Zähne, wenn er sprach oder lächelte, glänzten zwischen den frischen, rothen Lippen wie Alabaster hervor. Der Graf von Schwedten konnte mit ihm keinen Vergleich aushalten; den Grafen würde sie gewiß nicht nehmen, das stand plöglich bei ihr felsenfest; wenn ihr nun aber Henning jemals einen Antrag machen sollte...? Hatte sie das wirklich gedacht? Erschrocken sprang sie auf.

„Herr von Oldensliet, jetzt wünsche ich Ihnen eine gute Nacht; Sie müssen sich diesmal schon mit dieser wollenen Decke behelfen. Um fünf Uhr komme ich, Sie zu wecken, und lasse Sie durch's Gitter hinaus; dann wird die Luft hoffentlich rein sein.“

„Auf frohes Wiedersehen, Fräulein Herbach! Ich werde nicht schlafen, sondern nur an die großmüthigste und huldreichste aller jungen Damen denken.“



Sie schwebte davon, und Henning ärgerte sich, wie nüchtern und armselig sein letzter Gruß gerathen war. Wie berauscht, schwankte er in dem knappen Raume des Stalles hin und her. Dieses Mädchen hatte Feuer in seine Adern gegossen; lichterloh brannte sein Herz, und die Flamme schlug zu seinem Haupte empor und verjagte ihm das schwindelnde Hirn.

Als die Morgenjonne heraufkam, — es war noch nicht vier Uhr, — wagte er, die Stallthür eine Hand breit zu öffnen, um im Scheine des ersten Lichtes seinen äußeren Menschen, so gut es gehen wollte, wieder in eine ansehnliche Verfassung zu setzen. Mit dem Tischstuhle, das Hermine zurückgelassen hatte, rieb er sich auf trockenem Wege Gesicht und Hände ab, dann fuhr er mit seinem Taschentüchlein strahlend und glättend über sein dichtes Haupthaar.

Nach einer Stunde, wie sie versprochen hatte, erschien Hermine in einem reizenden Morgenanzuge in der Stallthür.

„Gut geschlafen, Herr von Oldensiet?“

„Guten Morgen, Fräulein Herbach; wie hätte ich schlafen können, da ich Sie erwartete?“ Seine Stimme zitterte leicht, als er zögernd fortfuhr: „Wissen Sie, daß es mir recht sauer wird, an das Ende dieser süßen Gefangenschaft glauben zu sollen? Ich wünschte, ich dürfte immer hier in diesem Stalle bleiben, wenn Sie nur ab und zu kämen, um Glanz und Glück in seine Dunkelheit zu bringen. Fräulein Herbach,“ setzte er inniger hinzu, indem er ihre Hand ergreift, die sie ihm ohne Sträuben überließ, „bin ich ein Undankbarer, wenn ich bei meinem Scheiden ein Geständniß wage, an dem ich sonst ersticken würde?“

Immer näher brachte er sein Antlitz dem ihren; immer heißer waltete ihr sein Odem entgegen. Sie stand wie gelähmt; Willen und Bewußtsein schien sie verlassen zu wollen; nur ihr Busen wogte, vom Sturme unmaßsprechlicher Gefühle durchwühlt. „Hermine!“ rief er leidenschaftlich hervor. „Ich bleibe Dein Gefangener, auch wenn ich scheide, . . . ich liebe Dich mehr als mich selbst, . . . laß es mich besiegeln mit diesem Kusse!“ Und er presste seinen Mund auf ihre Lippen.

Ein Schluchzen erschütterte sie, dann aber schlang sie beide Arme um seinen Nacken und gab ihm heiß den Kuß zurück.

„Was geht denn hier eigentlich vor?“ tönte hinter ihnen die ernüchternde Frage.

Sie fuhren aus einander und sahen Herrn Eduard Herbach, der, in Schlafrock und Pantoffeln, ein schwarzes Sammetläppchen auf dem Haupte, starr und verwundert auf der Schwelle stand.

Es bedurfte längerer Zeit, bis der reiche Herr den Inhalt des ihm von zwei Seiten gleichzeitig vorgebrachten Berichtes einigermaßen erfaßt hatte.

Henning schloß seine Erzählung mit der flehentlichen Bitte: „Geben Sie uns Ihren Segen, Herr Herbach! Dies ist auch der einzige Weg, auf dem Sie Ihr Fräulein Tochter vor jeder weiteren Beschäftigung durch den Polizeirichter sichern können.“

Ein Gott hatte ihm diese Worte eingegeben. Entsetzt fragte Herr Herbach: „Hat sich meine Tochter denn eines Vergehens schuldig gemacht?“

„Unzweifelhaft,“ erklärte Henning; er sah die Wirkung seiner Worte und fuhr als schlagfertiger Jurist berechnend fort: „Paragraph 257 des Strafgesetzbuchs: Wer nach Begehung eines Vergehens dem Thäter wissentlich Beistand leistet, — mein Vergehen besteht allerdings nur in meiner gewaltthätigen Befreiung aus den Händen eines Schutzmannes, den ich wohl etwas unanständig gestochen haben mag, — ist wegen Begünstigung mit Geldstrafe bis zu sechshundert Mark oder mit Gefängniß bis zu einem Jahre zu bestrafen.“

„Meine Tochter . . . ein Jahr Gefängniß!“ stammelte der alte Herr, und er saßte mit beiden Händen nach dem Thürpfosten, „barmherziger Gott! das wäre mein Tod!“

„Es ist nicht so schlimm, wie Sie meinen,“ beruhigte Henning den Fassungslosen, „die Begünstigung ist strafflos, wenn dieselbe dem Thäter von einem Angehörigen gewährt worden ist; im Sinne des Strafgesetzbuchs würde meine Braut als meine Angehörige zu gelten haben und auch jede Aussage gegen mich verweigern dürfen.“

Herr Herbach fiel ein Stein vom Herzen. „Ist dem wirklich so?“ rief er erleichtert aus. „Oh, dann in Gottes Namen! Ich gebe Euch meinen Segen. Auch hier erfüllt sich das Wort: die Ehen werden im Himmel geschlossen.“

„Alldieweil selbst ein Holzstall zum Himmel wird, wenn eine Hermine Herbach darinnen weilt,“ setzte Henning übermüthig hinzu, indem er seine Braut auf's Neue umarmte.

Am nächsten Tage schon empfing der Graf von Schwachten ein Brieflein des Rheders, das ihm Herminens Verlobung mit Herrn Henning von Oldensiet meldete.

Den Schutzmann, der den Referendar für einen Einbrecher gehalten hatte, stellte Herr Herbach ein halbes Jahr später als seinen Privat-Secretär an; der Mann des Gesehes hatte sich bei solchem Tausche nicht zu beklagen.

Nachdruck verboten.

### Kaffee und Migräne.

Von Hermann Kunze.

**K**affee, ein schleichendes Gift,“ das ist heute in manchen Kreisen ein geflügeltes Wort. Der berühmte Fontanelle hat ihm längst als Pendant ein anderes gegenüber gestellt: „Ja wohl, — aber sehr schleichend, denn ich bin bei meinem fleißigen Genuß fast hundert Jahre alt geworden.“

Die Kaffeebrüder und Kaffeeschwester verehren in dem braunen Trank einen Wohlthäter der Menschheit und wissen ihm allerlei Gutes nachzurühmen; nach seinem Genuß, sagen sie, werden die Sinnesindrücke schärfer, es kommt ein Treiben der Gedanken und Vorstellungen, eine Gluth in Wänschen und Idealen, welche uns über das kleinliche Getriebe und über herzbedrückende Sorgen mit den leichten Fauberschwingen der Phantasie hinweghebt. Das Ermüdungsgefühl schwindet, das Schlafbedürfniß wird gemindert, die Arbeitslust gesteigert, — kurz, alle Kräfte des Leibes und der Seele werden frisch angeregt und angenehm gehoben. Es ist nicht bloßes Partei-Interesse, welches so für den Kaffee eintritt, nein, die Verteidiger haben mit ihrem Lobe des Kaffees vollständig Recht, — alle die gerühmten Wirkungen sind ihm in der That eigen. Aber freilich, es ist schwer, nun den Grenzpunkt festzustellen, wo er aufhört, mild anregend, und wo er anfängt, wild aufregend zu werden. Denn auch die milderen Symptome, die der Kaffee wirkt, deuten doch auf eine kräftige Wirkung auf das Nerven- und Blut-System. Es haben darum auch wieder die Kaffeegegner nicht Unrecht, wenn sie dem Kaffee ein langes Sündenregister aufrechnen.

Bei nervösen Leuten oder bei Vollblütigen, besonders bei Unterleibs-Vollblütigen, bringt er, gemißbraucht, allerlei böse Leiden zum Ausbruch: Nervenschmerzen, Migräne, Magenkrampf, Jittern der Glieder, nervöse Krämpfe, Herzlopfen, Blutwallungen und Blutungen, — auch Verdauungs-Beschwerden sind oft in seinem Besitze. Für seinen Charakter als nicht ungefährliches Arzneimittel, — in Folge des darin enthaltenen, als Gift wirkenden Caffeins, — ist folgender Fall ein warnendes Beispiel: zweiunddreißig Tassen Kaffee, aus acht Vorn bereitete, hatte ein Dienstmädchen bewältigt; schnell erfolgte Erbrechen, furchterliche Hitze, nervöse Aufregung, Jittern, Schwindel, Köcheln, und nur mit größter Mühe wurde das Mädchen gerettet, namentlich durch das frühzeitige Erbrechen des genossenen Kaffees. Indes alle Schreckbilder und alle Verbote der Medicin- und Natur-Merke, noch weniger die milderzigen Kaffee-Surrogate werden den Kaffeegegnern aus der Welt schaffen, ebensowenig, wie es in früherer Zeit Staatsgelege und Continental-Sperre vermocht haben. Er wird und mag ein Erquickungs- und Erfrischungsmittel bleiben, das die Kräfte ebenso angenehm erregt, wie ein Glas Wein, eine Tasse Bouillon.

Sie haben eben beide Recht: derjenige, welcher den Kaffee als ein angenehmes Genußmittel erklärt, wie derjenige, welcher in ihm ein schleichendes Gift sieht. Das steht indeß fest, ein Nahrungs- und Lebensmittel ist der Kaffee nicht, sondern lediglich ein Genußmittel, für Viele aber ein schädliches Arzneimittel.

Von vielen gesunden Menschen wird er in miltlerer Stärke getrunken, das ganze Leben hindurch gut vertragen, — der schwache „Blümchen“-Kaffee, der gern in großen Portionen genossen wird, ist freilich der Verdauung wenig zuträglich. Für die nervösen, magenschwachen und unterleibsvollblütigen Leute aber ist der Bohnenkaffee nie wohlthätig, oft genug recht schädlich, und solche halb- oder ganzkranken Leute sollten, wenn sie gesund werden wollen, durchaus den Kaffee meiden.

Besonders steht der Kaffee in dem Ruf, die Migräne zu verursachen. Kaffeeschwesterthum und Migräne sind ein eng verbundenes Paar, oder vielmehr der erquickende braune Trank ist die Mutter der unerquicklichen Migräne, — so behaupten eifrige Vertreter der Hygiene. Einer derselben argumentirt so: Die Migräne ist derselbe cumulative Ausbruch von habitueller Kaffee-Vergiftung, wie das Delirium bei habitueller Alkohol-Vergiftung! Vom chemischen Standpunkt sind Caffein und Alkohol gleichartig; daher ist die Wirkung der Caffein-Pillen oder einer sehr starken Tasse Kaffee bei Migräne bisweilen schmerzstillend, denn wie beim Schnapstrinker nach dem Genuß des gewohnten Getränkes das morgendliche Gliederzittern sich legt, so giebt sich bei der Kaffeeschwester das Nervenweh, wenn sie eine stärkere Gabe ihres Reizmittels genossen. Diese Wirkung schwächt sich jedoch mit der Zeit ab, weil die Ueberspannung der Nervenfasern zuletzt in Erschlaffung ansartet, und schließlich kann die Abspannung in Zerrüttung der Nerven übergehen.

Derselbe Hygieniker schreibt: „Wie's allgemein bekannt ist, daß der Migräne-Anfall niemals mit dem Tode endigt, und daß nervöse Frauen, obgleich es ihnen dem Gefühl nach oftmals „wie zum Sterben“ ist, sogar sehr alt werden, so geht die habituelle Kaffee-Vergiftung allemal in schleichendes Siedthum, und auch dieses meist nur durch andere acute Erkrankung in vorzeitige Auflösung über. Das Kaffeeschwester-Siedthum an sich äußert sich außer in Nervenreizbarkeit und Anfällen von Migräne in einem Ernährungsstande, den man bei noch verhältnißmäßig Jünglingen als „früh verblüht“, bei älteren Unverheiratheten mit noch stärkerem Ausdruck bezeichnen hört. Diese Art von Siedthum beruht in einer gesundheitsstörenden, die Säftemischung und Säftebewegung lähmlegenden Verlangsamung der Körperheizung, — bekanntlich ist Kaffee ein starkes Austrocknungsmittel; daraus erklärt sich dann weiter die Widerstands-Unfähigkeit gegen Witterungseinflüsse und Gemüths-Erregungen, überhaupt die anhaltende Verstimmung, Griesgrämigkeit und Launigkeit.“

Der Verfasser bemerkt hierbei ausdrücklich, daß nicht er dies „Schreckbild einer Kaffeeschwester“ verbrochen hat, sondern daß es doch, seines Erachtens, noch eine gute Zahl „blühender Kaffeeschwester“ giebt. Ueberhaupt dürften die Fälle, bei denen die Migräne lediglich aus dem Kaffeegegniß herzuleiten ist, doch sehr selten sein, wemgleich ausdrücklich anerkannt werden soll, daß, wo Migräne vorhanden, der Kaffeegegniß sicher das Uebel stärkt und befestigt hilft. Sonst giebt es aber doch eine ganze Reihe anderer Ursachen für die Migräne. Oft genug ist sie ein Erbstück, aus einer von der Mutter her ererbten Anlage hervorgegangen. Früher leitete man sie her aus der „Hysterie“, — ein sehr dehnbarer Krankheitsbegriff, unter dem man Vieleslei zusammenfaßte, was es Nervös-Krankhaftes im Frauenleben giebt, ein Complex verschiedenartiger Frauen-Nervenleiden. Ueber das Wesen der Migräne ist mit der Bezeichnung „hysterisches Leiden“ so gut wie nichts gesagt!

Audere suchen die Ursache der Migräne, wenigstens in manchen Fällen, in einer abnormen Verdauungs-Thätigkeit, und es ist hinlänglich bekannt, daß mit dem Migräne-Anfall starke Störungen der Verdauung, resp. des Magens, verbunden sind, aber das konnte freilich eben so sehr Folge, als Ursache der Migräne sein.

Die Migräne ist der Ausdruck eines Allgemeinleidens, einer Constitution-Anomalie und gehört zu der großen Familie krankhafter Nervenleiden. In einer großen Reihe von Fällen ist der letzte Grund der Migräne in einer Störung der Blut-Circulation, in einer Unregelmäßigkeit in der Blutbahn, namentlich in der Sphäre des Gehirns, zu suchen, welche gepaart ist mit einer entweder als Krampf oder als Lähmung der betreffenden Blutgefäße sich darstellenden Neuralgie des in jener Sphäre herrschenden sogenannten Sympathicus-Nervs. Die Migräne wäre demnach nichts Anderes, als eine Nerven-Affection im Halsstheil des Sympathicus-Nervs und infolge davon Reizung der Kopferven, veranlaßt durch Störungen im Anlauf der betreffenden Kopfhälfte.

Au dieser Ansicht ist man nicht willkürlich gekommen.

Der bekannte Physiolog Du Bois-Reymond, welcher selbst an Migräne litt, stellte hinsichtlich seiner Migräne genaue Beobachtungen an sich selber an und kam zu dem Schluß, daß die Migräne auf einer krankhaften Verengerung der Kopfgefäße beruhe. Einige Jahre darauf veröffentlichte ein Arzt Wollendorf die Beobachtung, die er betreffs der Migräne in seiner Familie gemacht hatte, und stellte als Ursache dieser Affection, im Gegensatz zu Du Bois-Reymond, eine lähmungsartige Erweiterung der Kopfgefäße hin. Beide Beobachtungen sind von anderer Seite bestätigt. Man hat also zwei Formen von Migräne zu unterscheiden: 1. die auf krampfhafter Gefäß-Verengerung beruhende Neuralgie (Nervenschmerz) des Sympathicus; 2. die auf lähmungsartiger Gefäß-Erweiterung beruhende Neuralgie des Sympathicus. Die krampfartige Form der Gefäß-Verengerungs-Migräne äußert sich so: Die leidende Gesichtshälfte ist blaß und kühl, die Schläfen-Arterie dort hervorspringend, hart, die Pupille der kranken Seite vergrößert, aber das Auge selbst verkleinert; oft treten auch wässerige Entleerungen dabei auf. Gegen Ende des Anfalls löst sich der Krampf der Blutgefäße. Gesicht und Ohr röthen sich dann wieder und werden warm.

Die lähmungsartige Form der Gefäß-Erweiterungs-Migräne äußert sich so: Die leidende Gesicht- und Kopfhälfte ist roth und heiß, bisweilen auch geschwellt und empfindlich, oder schwindelnd, die Schläfen-Arterie ist bisweilen erweitert, klopfend, dagegen ist die Pupille der leidenden Seite verengert. Beim Ende des Anfalls verschwinden allmählig Hitze und Röthe.

Beide Erscheinungen in den Blutgefäßen des Kopfes lassen sich auf eine Affection des Hals-Sympathicus zurückführen.

Es ist vielfach die Meinung verbreitet, daß die Migräne eine durchaus unheilbare Krankheit sei. Das ist doch ein Irrthum. In manchen, besonders schweren Fällen, ist sie freilich äußerst hartnäckig, aber ich habe mich wiederholt überzeugt, daß auch die Migräne, selbst bei veralteten, lange Jahre und noch von der Kindheit her bestehenden Fällen, bei richtigem Curplan, und — nicht zu vergessen, — bei Ausdauer und Energie seitens der Patientin, doch oft heilbar ist. Man darf freilich nicht alle Fälle nach derselben Schablone behandeln wollen, sondern es gilt auch hier, genau zu individualisiren und vor Allem Ursache, Art und Form der Migräne nach obigen Andeutungen, ferner die Constitution der Patientin und endlich anderweitige krankhafte Beschwerden wohl zu berücksichtigen. Auf das Einzelne genauer einzugehen, ist an dieser Stelle unthunlich.

Zur Abklärung, resp. Verhütung des Migräne-Anfalls sind eine ganze Reihe von Mitteln angepriesen. Als neuestes, recht dringend als besonders hilfreich empfohlenes Mittel nennen wir nur das Antifebrin, welches, in einer Gabe von 1/2 bis 1 Gramm bei dem ersten Zeichen des herannahenden Anfalls gereicht, demselben oft schnell ein Ende macht. Auch das Kochsalz ist als Abklärungsmittel des Migräne-Anfalls, namentlich bei jener Form der Migräne, die mit starken Magen-Symptomen auftritt oder mit krampfhafter Gefäß-Verengerung verbunden ist, zu Anfang des Anfalls zu 1/2 bis 1 Theelöffel voll auf einmal genommen, von bestem Erfolge. Besser bleibt es freilich und rascher, auf eine wirkliche, gründliche Heilung der Krankheit hinzuarbeiten und dabei Ausdauer und Energie, besonders auch in dem diätetischen und hygienischen Verhalten nicht hintanzusetzen. Möglichstes Vermeiden von allen Gemüthsbewegungen, strenge Enthaltung von reizenden, gewürzigen, salzigen, lauren und fetten Speisen, sowie von Wein, Kaffee, Thee u. s. w. sind dringend geboten. Außer den medicinischen Heilmitteln, die hier nicht aufgeführt werden können, sind Electricität, Seebäder, Gebirgs-Aufenthalt, Bäder-Curen, je nach der Constitution und den begleitenden Leiden, oft von Nutzen.

Nachdruck verboten.

### Türkische Sprichwörter.

**V**or Kurzem ist in Konstantinopel ein Buch erschienen, welches eine größere Aufmerksamkeit verdient, als das westliche Europa sonst den Erzeugnissen auf dem türkischen Büchermarkt zuwenden gewohnt ist. Dasselbe ist eine Sammlung türkischer Sprichwörter, zusammengestellt von Ahmed Vefik Effendi, ehemaligem Unterrichts-Minister der hohen Porte, einem Manne, der nicht nur die Literatur der Orientalen, sondern auch die der europäischen Staaten genau kennt. Wir finden hier über dreitausend Sprichwörter; die Ausdrucksweise derselben ist so einfach und klar, wie man sie in der türkischen Literatur nicht so leicht wieder etwas finden dürfte. Ihre Mehrzahl zeigt nur geringe oder gar keine Anlehnung an den Islam, einige tragen sogar einen dieser Religionslehre völlig entgegengesetzten Charakter.

Im Allgemeinen enthalten Sprichwörter mehr Weisheit und gesunden Menschenverstand, als alle übrigen Klassen literarischer Erzeugnisse. Sie geben uns die Philosophie der Menschen und Völker, nicht die der Schulen. Und in diesem Sinne wird es die Leser sicherlich interessieren, aus nachstehender Auswahl zu erfahren, daß der Muselman in seinen moralischen Ansichten eigentlich gar nicht so weit von uns entfernt ist.

Eine große Anzahl der vorliegenden Sprichwörter findet ihren Kernpunkt und ihre Schönheit in den türkischen Worten; von diesen können daher nur einige wenige hier angeführt werden. Wir geben fünf davon, zugleich mit der deutschen Nachahmung des türkischen Wortlautes:





Die verletzte Reiterin. Nach Zeichnung von Eduard Ravelo.  
 In der Kunst-Anschauung des 19. Jahrhunderts. — Erste Seite 11.



„Allah imhal eder, ihmal etmes“. — Gott schiebt auf, er überhört nicht.

„Sen Aga, ben Aga, bu inegi kim saga!“ — Du ein Herr, und ich ein Herr, — wer soll denn da die Kuh melken?

„Sev seni seveni, jer ile jekhan isede: keyme seni seymejeni, aleme jultan isede“. — Liebe den, der Dich liebt, und sei er ganz verarmt; liebe nicht den, der Dich nicht liebt, und sei er der König der Erde.

„Hem okuduf, hem okuduf, hem unmutduf“. — Wir haben's gelernt und gelehrt und doch vergessen.

„Bir emin iki semindenene ebula“. — Ein ehrlich Wort ist besser als zwei Eidschwüre.

Höchst interessant, wenn man ihre Herkunft nicht vergißt, sind die folgenden Worte der praktischen Weisheit:

Ein Kofz gehört dem, der es besteigt, ein Schwert dem, der es angürtet, eine Bräute dem, der darüber geht.

Wenn Kofz und Maulsel sich schlagen, geht zwischen ihnen der Esel zu Grunde.

Der Hungrige wird davon nicht satt, daß er dem Satten in's Gesicht schaut.

Das Hinterrad folgt im Geleise des Vorderrades.

Er giebt dem Löwen Gras, dem Pferde Fleisch.

Wer wenig giebt, giebt aus seinem Herzen; wer viel giebt, thut's aus seinem Geldbeutel.

Das Auge des Herrn ist des Pferdes Striegel.

Fürchte den Mann, der Gott nicht fürchtet.

Eine feine Familie! Sein Vater ein Kettig- und seine Mutter eine Kohlrabe.

Seine Mutter eine Zwiebel, sein Vater ein Knoblauch, — woher in seinen Adern das Rosenöl?

Mit einem Sterbenden unterhält man sich nicht.

F. Moreno.

Nachdruck verboten.

### Pariser Familien-Leben in den oberen Gesellschafts-Klassen.

Von Eugen von Jagow.

**V**ornehme oder reiche Pariser Familien schicken ihre Töchter in die Mode-Pensionate, Oiseaux, Sacré Coeur etc., wo dieselben in einer fast als legitimistisch zu bezeichnenden Atmosphäre aufwachsen. Der Vater ist vielleicht Atheist und Jacobiner, — das thut nichts, denn die Mode steht über Republik und Königthum, über Freimaurerei und kirchlicher Rechtgläubigkeit. Und in der That accommodiren sich auch die Schwestern, denen Unterricht und Erziehung der jungen Damen anvertraut ist, wie Tartuffe es nennt, mit dem Himmel, inwiefern sie Tanz-Unterricht und unheilvolle Gefänge in ihren Mauern dulden. Alle Talente, selbst das der weiblichen Verstellungskunst, werden im Pensionate entwickelt. Nur eines nicht: der Familiensinn. Dem welterfahrenen Auge des Vaters, der Obhut treuer Mutterliebe wird das junge Mädchen früh entzogen, und wenn es heimkehrt, so findet es keinen Haushalt vor, durch dessen Anblick der eben gerügte Mangel der Pensionats-Erziehung ausgeglichen werden könnte. Der Vater verbringt die Hälfte des Tages und den ganzen Abend außer dem Hause, in seinem Club, im Ballet oder in zweifelhafter Gesellschaft. Diese Dinge, die dem jungen Fräulein nicht lange verborgen bleiben, können ihm von der Ehe keinen hohen Begriff beibringen. Bisher wußte es von derselben nur aus den in's Pensionat eingeschmuggelten, sentimentalen Romanen. Die Wirklichkeit enttäuscht es auf das Bitterste.

Die in der vornehmen Gesellschaft Frankreichs geschlossenen Ehen sind, im Gegensatz zu den englischen, fast durchweg, Vernunft-Ehen. Die Dichter, dramatische Dichter sowohl, wie die Romanciers, haben gegen dieselbe unzählige Mal Einspruch erhoben, der gesunde Menschenverstand, die Praxis befreiten ihnen jede Veredlung, aber Gewohnheit und Sitte sind mächtiger als alle Gegenstände.

Die meisten Vernunft-Ehen bedeuten eine Verbindung von großen Familiennamen oder von großem Vermögen oder endlich von einem großen Familiennamen mit einem großen Vermögen.

Die La Rochefoucaulds, die Broglies etc., pflegen sich nur mit Standesgenossen zu verheirathen. Sie bleiben im Faubourg Saint-Germain. In der Finanzwelt beobachtet man ein ähnliches Verfahren. Die Schwiegeröhne Rothschild's sind selbst kleine Rothschild's, und wie die Souveräne auf den Thronen Europa's, gehen die Finanzkönige nur standesgemäße Ehen ein. In dem einen Falle haben wir die Vernunftehe aus Adelsrücksichten, im anderen die aus Finanzrücksichten. Deren Combination bildet die dritte Form der Vernunftehe; der geldbedürftige Adlige verkauft seinen Namen an eine adelstüchtige Millionärstochter; er vergoldet sein Wappen.

Da die Vernunftehe in den genannten Klassen der französischen Gesellschaft die Hauptregel ist, so ist die verhältnißmäßig kurze Dauer der Verlobung und die Form ihrer Abschließung nur folgerichtig. Da körperliche Anmuth und Liebe völlig Nebenache sind, so genügt eine einmalige Begegnung durchaus, daß diese die Herzen entzündete, wie diejenigen Romeo's und Julia's, dürfte in der That eine große Ausnahme sein.

Das Stellbildchen oder mit anderen Worten die Brautschau erfolgt häufig außer dem Hause. Man begegnet sich, wie von ungefähr, im Bois de Boulogne. Man steigt aus und promeniert, die Eltern voraus, das Mädchen hinterdrein. Man erräth, ohne ein großer Prophet zu sein, daß das, was sich die beiden Heiraths-Candidaten unter solchen Umständen sagen können, nicht gerade besonders geistreich ist. Man trifft sich auch wohl in der Kirche, wo man dem hinter einer Säule verborgenen Zukünftigen die vor ihm sitzende Zukünftige zeigt, sodas er sie während der Predigt andächtig betrachtet und von Zeit zu Zeit ein Stück von ihrem Profil erfassen kann.

Der Zukünftige hält um die Hand der „Inniggeliebten“ brieflich an. Die Antwort erfolgt im bejahenden Falle meist in symbolischer Form. Die Mutter des jungen Mädchens nämlich schreibt, man würde sich ungemein freuen, ihn morgen bei Tische zu sehen. Diese materielle Symbolik entspricht ganz der materiellen Auffassung von der Ehe, welche aus dem oben geschilderten Verfahren spricht.

Der Brautwerber weiß nun Bescheid. Er schickt durch den Diener sein erstes Bouquet, denn es selbst zu überreichen, würde höchst unpassend sein. Und jeden Morgen wird diese Formalität wiederholt, bis die Hochzeitsstunde schlägt.

Der Brautwerber findet natürlich am ersten Tage nur die Familie vor, und man giebt ihm den Ehrenplatz. Aber sobald der Hochzeits-Contract geschlossen ist, welcher die Mitgift, die

Frage der Gütergemeinschaft etc. regelt und meist das Wichtigste an dieser bevorstehenden Vernunftehe ist, zählt der Bräutigam zur Familie. Er speist natürlich jeden Tag im Hause der Braut, und kommt Besuch, so rückt er an's Ende des Tisches.

Endlich, wird man sagen, endlich finden die Brautleute Zeit, ihre Bekanntschaft zu machen!

Die Brautleute finden gar nicht die Zeit, sich kennen zu lernen, denn den ganzen Tag über nimmt die Frage der Ausstattung das Hauptinteresse in Anspruch. Die Eltern der Braut und des Bräutigams stehen in beständigen Unterhandlungen in der großen Frage der Wohnungs-Einrichtung, der Toiletten, Pelz- und Schmucksachen. Die Braut selbst verbringt ihre Zeit mit Modeschneidern und Putzmacherinnen, und Gott Amor mit seinem Fächer und seinen Pfeilen verschwindet in der sogenannten Corbeille, welche freilich mit einem Korbe nichts zu thun hat, sondern den Inbegriff alles dessen darstellt, was, in unzähligen Kisten, Kästen und Koffern sorgsam verpackt, einige Tage vor der Hochzeit oder spätestens am Vorabend den Augen der Bekannten und unter Umständen des großen Publicums ausgestellt wird.

Je nach der gesellschaftlichen Bedeutung des Brautpaares werden die Ausstattungs-Gegenstände und brillantfunkelnden Geschenke von den Boulevard-Blättern auf das Eingehendste beschrieben. Die Schilderung der Corbeille der Prinzessin Amelie von Orleans füllte, wie die der Tochter Rothschild's etliche Spalten des Figaro, Gil-Blas, Gaulois und ähnlicher Blätter. Die Schmucksachen nehmen darin natürlich den ersten Rang ein; die Toiletten, auf's Eingehendste beschrieben, den zweiten. Dann folgen die Geschenke in altem Sevres-Porzellan, die Bonbonnières in Email, die Jardinieren, die Fächer in Seide, die Arbeitskörbe und Kissen, die frommen Bücher, deren Einband eisernes Silber schmückt, die Aquarelle, die Blumenkörbe, die seidenen, mit Diamanten geschmückten Sonnenschirme, die Spitzen etc. etc.

Die Hochzeit, die in der Madeleine oder in der Synagoge stattfindet, ist auch nicht dazu geeignet, um die Brautleute zur stillen Einkehr zu nöthigen. Die Reporter drängen bis in's Allerheiligste, das große Publicum drängt sich, neidisch und sportbereit, um die Kirchenthüren, um die Hochzeits-Toilette der Braut Revue passiren zu lassen. Hat man vorher die Livrees der Kutscher und Diener und die reich geschmückten Equipagen kritisiert, so richtet sich jetzt der Pariser Spott gegen das Gesicht der Braut und die Haltung des Bräutigams, als wenn es sich um das erste Auftreten einer Balletkünstlerin oder eines Chansonnettenängers handelte. Das Pariser Publicum schwärmt für derartige Bräut-Ausstellungen, aber gleichzeitig anhert sich sein Neid in der rücksichtslosesten Kritik, und das Echo der heiligen Gesänge, welche ein mit tausenden von Franken bezahlter Opernchor in der Kirche zum Besten giebt, besitzt nicht die Macht, die Spottlust der in den Nachbarstrahlen wogenden, neugierigen Menge zu verflüchtigen.

Unmittelbar nach der Trauung beginnt die traditionelle Hochzeitsreise, auf der die Segenswünsche der besoldeten Reporter-schaar das junge, allseit „sympathische“ Paar begleiten. Diese Hochzeitsreise hat mit der von Labiche und anderen Possendichtern unzählige Mal verherrlichten „noce“ des Mittelstandes und der kleinen Bürgerwelt nichts gemein. Vornehm, wie man ist, entzieht man die ersten Kundgebungen des ehelichen Liebesglückes in irgend einem sonst unbewohnten Schlosse der Provinz den Augen der profanen Menge. Und das ist auch ein wahres Glück. Wie steif und langweilig muß dieses endliche tête-à-tête zwischen jungen Eheleuten sein, welche nur die Vernunft, die Saison, zusammengefügt hat!

Und der Honigmonat, — wenn es überhaupt einen giebt, — schrumpft zu einer armen Woche zusammen, und dann beginnt das trostlose Eheleben, wie es in den höheren Sphären der Pariser Gesellschaft die Regel ist. Die Frau Marquise empfängt um die und die Zeit, an dem und dem Tage, und der Gatte, der sie nicht „meine Frau“, sondern die „Frau Marquise“ nennt, bleibt diesen langweiligsten der langweiligsten Gesellschaften so viel fern, als es die Schicklichkeit nur irgend gestattet. Die Frau Marquise fährt allein aus, und in ihrer Theater-Loge erblickt man häufiger die Courmacher von Beruf, die von einer Loge in die andere mit ihrem Spazierstöckchen ländeln, als den Gatten. Dieser sitzt, wenn er überhaupt im Theater anwesend ist, im fauteuil d'orchestre, und sein Opernglas gleitet gleichgültig über die umworbene Gattin hinweg bis zu denjenigen weiblichen Persönlichkeiten, welchen die Mode nun zufällig huldigt. Nicht deren Reiz, deren Schönheit oder Geist sind die entscheidenden Momente für die gesellschaftliche Pflicht des Courmachens, sondern deren Berühmtheit. Es gehört zum guten Tone, mindestens einer solchen Berühmtheit den Hof gemacht zu haben und für ihren bevorzugten Liebhaber zu gelten, denn man würde für einen sehr uncivilisirten Menschen gelten, für einen Menschen, der nicht zu leben versteht, wenn man ganz in seiner Familie aufginge. Oft genug theilt auch die Gattin diese eigenthümliche Auffassung vom ehelichen Da-sein und treibt's ähnlich wie der Herr Gemahl.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

„Halt, was sagst!“ Von D. Kotschenreiter. Siehe das Bild, Seite 9. — Es ist keine Kleinigkeit, vor Gericht citirt zu werden. Da heißt es, seine Gedanken zusammen zu nehmen. Die

Herrn von der Justiz verstehen keinen Spaß, und an jedes Wort, das gesprochen wird, klammern sie sich fest, um der Sache auf den Grund zu kommen. Da thut es noth, sich vorher zu überlegen: „Was sagst?“ Ob dem guten Bauern seine Vorsicht viel nützen wird, ist freilich die Frage. Sehr möglich, daß ihn der Vor-sichende in seinen Ausführungen einfach unterbricht: „Das gehört nicht zur Sache.“

**Die verlegte Reiterin.** Von Eduard Kavel. Siehe das Bild, Seite 12 und 13. In der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. — Sie fühlte sich so sicher auf dem Rücken ihres Pferdes, und der gute Schimmel folgte so willig jedem Wink ihrer kleinen Hand. Und doch ist das Unglück geschehen! Wie es geschehen konnte? Sie fühlte sich den ganzen Morgen verstimmt, ein Miston aus der Außenwelt hatte sie unangenehm berührt und ihre Seele aus dem Gleichgewicht gebracht. Auf einem Ritt durch Wald und Feld hoffte sie ihre Ruhe wiedergewinnen. Aber ihre Umrage theilte sich dem edlen, nervösen Thiere mit. Das Gestäff der Hunde ließ den Schimmel scheuen, die Reiterin verlor den Sitz, ein unglücklicher Sturz brachte sie aus dem Sattel. Der muskulöse Gephästos des Dorfes trägt die Bewußtlose in sein Haus; jammern folgen Frauen und Männer, in deren Häuten die Vergnügliche so oft als eine lichte Erscheinung getreten ist, Rath, Trost und Hilfe spendend; ängstlich schaut das treue Windspiel zu der bewußtlosen Herrin empor. Aber die Ohnmacht, mehr eine Folge der seelischen Erregung als des Sturzes, wird nicht lange währen. Die Reiterin wird bald wieder zu sich kommen und sich nach oft auf dem Rücken ihres edlen Thieres wiegen, ein Bild jugendlicher Armuth und Frische.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Die Wiedergabe anserlesener Stickerien der jüngst von uns erwähnten Ausstellung fortsetzend, bringen wir zunächst ein von Fräulein E. Seliger, der Vorsteherin des bekannten Kunststickerei-Ateliers in Berlin, entworfenes und ausgeführtes Wandbild. Dasselbe hat 147 Cent. Höhe bei 89 Cent. Breite



und stellt Blumen und Arabesken in reinem Renaissance-Stil dar. Die Stickerie ist auf geönter weißer Fülle theils im Plattstick, theils mit Auflagen gearbeitet. Plattblauer Atlas bildet die großen Blumenformen, die, von goldgeränderten, viel or-farbenen Atlasstreifen begrenzt und durch sie mit einander verbunden, auf ihrem Grunde wiederum zarte Blumen in Plattstickerei tragen. Zu dem oberen, leicht und schön sich aufbauenden Arabesken-Teil ist durchweg Plattstickerei angewendet. Hierliche Schnörkel aus mehrfach nebeneinanderliegenden und überstochenen Goldfäden treten hier und da als selbständige Mustertheile hervor. Ein Band von der Farbe der Blumen-Einfassung schlängelt sich um das ganze Bild, welches durch eine Umrahmung von dunkel sahlblauem Sammet ein überaus wirksames Relief erhält. E. Sch.





Pelzwerk.

Sonnlich schilt man die Mode, flatterhaft und unbeständig, und dennoch giebt es Dinge, denen sie ihre Gunst dauernd zugewendet hat, nicht Jahre oder Jahrzehnte, nein, Jahrhunderte hindurch. Was unseren Altvordern nicht nur als Schutz gegen die Kälte, sondern auch als Schmuck und Zeichen ihrer Würde diente, das Fell des Fuchses und anderer auf der Jagd erlegter Thiere, es schmückt und wärmt noch heute die elegante Welt. Edle Stoffe, wie Brocat und Sammet, mit seltenem Rauchwerk zu verbrämen, gilt und galt stets als das Vornehmste, und die echten Felle behalten ihren Werth, trotzdem man gerade die schönsten Pelzarten imitirt, um den wirksamen Besatz auch Rinderbräuterten zugänglich zu machen. Zeigt sich nun die Mode beständig in ihrer Vorliebe für Pelzwerk im Allgemeinen, so gestattet sie sich umso mehr Freiheit in Bezug auf die Form und besondere Gattung desselben. Einen Beweis hierfür liefert die diesjährige Saison, in der neben dem dunklen Zeisfink des kurzen oder langen Paletots der silbergraue Chinchilla eine hervorragende Rolle spielt, besonders als Ausstattung der dunkelrothen Abendmäntel, deren Fütter aus Behruden mit der Farbe des Chinchilla trefflich harmonirt. Astrachan, neuerdings Perfieme genannt, Viber, den man zur Abwechslung schwarz färbt, Stunks, Jobel und Blauschäb bieten sich ebenso zur Verbrämung der kurzen Triffen-Jacke dar, welche die jugendliche Gestalt der Schlittschuhläuferin umschleiert, wie zur Ausstattung von Mantelet und Robe für ältere Damen. Aus den gleichen Pelzarten besteht die lange Boa, die man leicht um den Hals geschlungen trägt, sowie der schmale Kragen mit Boa-Enden, neben denen der cool militaire und der bis zur Peterine sich verbreiternde runde Schulterkragen einhergehen. Im Gegensatz zu Letzterem bleibt der Kuff vor-schriftsmäßig klein, ja er verkleinert sich oft auf ein Minimum und wird mit Pelz-quasten und reichem Bandschmuck ausgestattet, auch häufig — dem practischen Sinne Rechnung tragend — mit einer kleinen verborgenen Tasche für Portemonnaie und Watistuch versehen. Bandschlupfen und Federstuh schmüden die jierlichen Pelz-Baretts, die bald flach, bald mit spitzem Kopfe oder in Gestalt der edigen Polennmütze erscheinen; auch aus abstechemdem Pelz künstlich gefertigte und in Schleifen gebettete Thierlein sind ein beliebter Ausputz. Früher ausschließlich königlicher Schmuck, wird der Hermelin gegenwärtig als Futter der prächtigen Theatermäntel (sorties) oder zur Herstellung der langen, dem gleichen Zwecke dienenden Peterine verwendet, sofern man nicht das langhaarige, gelblichweiße Fell des chinesischen Schafes, das sich warm und weich anschniegt, jenen vorzieht. Die Jugend errentet sich an dem duftigen Schwan-Besatz von schneiegem Weiß, während die elegante Frau in ihrer Toilette nur schwarzen Schwan für zulässig erachtet. Doch nicht auf die Straße allein bleibt das Pelzwerk beschränkt. Wie sich dessen hellere Arten bereits im Sommer als Besätze für die Sammet- und Seidenroben des Nachmittags-Thees einbürgerten, so haben sie sich auch den Ballsaal erobert, in welchem sie mit den dunkigen und glänzenden Stoffen einen originellen Contrast bilden und Winter und Frühling auf's Keizendste vermählen.

Die Mode.

Wien. — Allen jungen Damen dürfte es nicht unerwünscht sein, etwas über moderne Braut-Toiletten zu hören. Dieselben sind mit ihren am Halse geschlossenen Taillen, langen Schleppen und dem reichen Blumenschmuck ernst, anstandslos und jugendlich zugleich. Man wählt dazu meist eiseneinweißen Atlas; für hochgewachsene, schlanke Damen noch lieber den prächtigen Noir-Pekin. Bei einer im Kreise der höchsten Wiener Aristokratie stattgehabten Vermählung trug die Braut eine Robe aus schwerstem Atlas mit sehr langer, glatter, abgerundeter Schleppe. Das Vorderblatt dieses kostbaren bräunlichen Gewandes war mit gefüllten Volants besetzt, welche zierliche silberne Grelots begrenzten, während wunderbar zarte Silber-Stidereien auf Tüll, in edlen, im Renaissance-Stil gehaltenen Mustern, dasselbe umfäumten. Die nämlichen Stidereien befanden sich an der gleichfalls hohen, mit langer, spitzer Schnebbe versehenen Taille, nebst amuthigen Sträußen, welche, gleich der diademartigen Brautkrone und den langen, die Schleppe herabwallenden Guirlanden aus Orangenblüthen und Thierlein, — die neueste Zusammenstellung, — gewunden waren. Auch die Anzüge der Brautjungfern zeigten Anmuth und Eigenthümlichkeit, wie man denn überhaupt bei dieser festlichen Gelegenheit die umfassendsten Toiletten-Studien machen konnte. Die erwähnten, jugendlich graziosen Kostüme, sogenannte „Marquise-Toiletten“, im Stile Louis XIII., bestanden aus den diesjährigen Lieblingsstoffen, aus blaßrosa Atlas mit sehr großen, eingewebten Kugeln in Noir. Die ähnerst kleidamen, den Wachs auf das Vortheilhafteste hervorhebenden „Marquis-Jacks“ aus diesem glanzvollen Stoffe fielen über Röcke von fächerartig plisirtem, hartem rosa Geöpe. Der Stil Louis XIII. und großblumige Pompadour-Gewebe, die oft changirt, chinit und gestreift zugleich sind, scheinen überhaupt das Scepter dieses Winters führen zu sollen. Nun, unsere in Modesachen stets nachgiebige Damenwelt dürfte sich gegen ein so glanzvolles Regime gewiß nicht allzu sehr sträuben! Th. M.

— Die bisher angefertigten Gesellschafts- und Gelegenheits-Roben vereinen zwei verschiedene Mode-Richtungen. Die Rückansicht derselben zeigt die mäßig geraffte Prinzessform, deren ungarirt hinfliehende Schleppe bloß durch die Pracht der breitgestreiften, blumendurchwirkten Brocates oder Pekins moires wirkt. An beiden Seiten angebrachte Sammet-Revers, Perlenstidereien, breite, hängende Bandmaischen mit bis an den Schleppetrand hinabflatternden Schleifen vermitteln durch manches, mit dem Vorder-Arrangement übereinstimmende Detail den Uebergang der verhältnismäßig einfachen Rücken-jacon zu der sehr reich gehaltenen Anordnung der vorderen Rockbahnen. Diese Devants bestehen zumrößt aus Gold- oder Silbertüll mit entsprechenden Spizen, aus Spizen-Imitation oder Malines-Tüll mit eingestrenten Goldperlen, goldenen Klein-Figuren, Gehängen und Grelots aus Krystallperlen oder Strohkügelchen (sehr wirkungsvoll auf Schwarz), und sind entweder durch Band-Durchzug leicht gebanicht oder durch Straußfeder-Luffs mit Band-Nigretten stellenweise aufgenommen. Die leicht zugespitzte Taille kragt sich stets über der in Farbe und Material mit der Rock-Draperie harmonirenden „Fichu“-Combination oder durch dieselbe und wird entweder durch einen Gürtel aus transparenter Goldborte oder einer breiten Scharpe „Marie Antoinette“ abgeschlossen. Das ausgefranzte Ende fällt auf die Rock-Draperie. F. A.





Antworten.

Aus der Frauenwelt.

Wien. — Die Taufe des jüngsten Sohndens der Herzogin von Cumberland fand kürzlich in Penzing bei Wien statt. Der Feier, welche von dem zu diesem Besuche aus Hannover berufenen Pastor Greve vollzogen wurde, wohnten die Königinnen von Dänemark und von Hannover sowie zahlreiche Mitglieder der Aristokratie bei. Der Täufling erhielt die Namen Ernst August Christian Georg.

Das Balletcorps der Wiener Hofoper zählt eine taubstumme Tänzerin zu seinen Mitgliedern. Adele Lichtenfels ist der Name jener Unglücklichen, die von Kindesbeinen der Sprache entbehren mußte. Schon als Kind zeigte sie eine große Munterkeit, drehte sich kokett im Wirbel und tanzte grazios durch die kleine Wohnstube. Die Anregung war somit gegeben: Adele sollte Tänzerin werden. Frau Lichtenfels stellte nun ihre Tochter dem Balletmeister Telle vor. Dieser fand Gefallen an der anmuthigen Tänzerin und richtete einige Worte an sie. Da mußte denn das Geständniß abgelegt werden: Adele ist taubstumm. Das Geschick der Vellagenswerthen rührte den Balletmeister, und er nahm das arme Mädchen in seine Ballettschule auf. Fräulein Lichtenfels wird in der großen Quadrille thätig sein, denn sie kann nur in der Reihe mit den Anderen tanzen und ihre Füße so in Bewegung setzen, wie sie es den Genossinnen absehen wird.

Brüssel. — Kaiserin Eugenie weilt gegenwärtig in der belgischen Hauptstadt. Die einst vielgefeierte und vielbeweidete Monarchin hatte sich in letzter Zeit in Amsterdam aufgehalten, wo sie von einer mehr als siebenwöchigen Kur in einer Massage-Anstalt Heilung von einem schmerzvollen rheumatischen Leiden erhoffte. Die Kaiserin scheint aber die Heilung nicht gefunden zu haben, denn als sie bei ihrer Ankunft in Brüssel in Begleitung der Madame de Breton und einer Schaar englischer Bedienten dem Eisenbahzuge entstieg, konnte man die Spuren einer das Leben untergrabenden Krankheit auf dem Antlitze der hohen Frau deutlich wahrnehmen. In wenigen Monaten ist eine gewaltige Veränderung in dem Befinden der Kaiserin eingetreten. Der Tod ihres einzigen Sohnes hatte sie zwar so tief gebeugt, daß sie bereits seit einer Reihe von Jahren der Stütze eines Stodes bedurfte; sonst aber hatte das Antlitze der hohen Frau, von einer leichten Blässe abgesehen, noch deutliche Spuren der einstigen Schönheit aufzuweisen. Heute ist Kaiserin Eugenie körperlich wie geistig vollständig gebrochen, und ihr Zustand wird zuweilen so beunruhigend, daß die Umgebung das Schlimmste befürchtet. Obwohl noch nicht sechzig Jahre alt, gleicht die Kranke einer achtzigjährigen Greisin. Von ihren Begleitern förmlich getragen, schleppte sie sich mühsam nach dem Ausgange des Bahnhofs zu, wo sie von einem zahlreichen Publicum ehrsüchtig begrüßt wurde. Die Kaiserin, welche einen grauen Impermable trug und in der Rechten ein Rosen-Bouquet hielt, schien von dieser Aufmerksamkeit hoch erfreut zu sein, denn sie erwiderte den Gruß mit freundlichen Lächeln. Das gewöhnliche Absteige-Quartier der Witwe Napoleons III. ist in Brüssel das Hotel Bellevue, welches hart an den königlichen Palast grenzt. Sie empfängt hier aber Niemanden, außer den Prinzen Victor Napoleon, welcher sie auf den Promenaden zu begleiten pflegt. Den Besuch des Königs der Belgier hat sie noch niemals erhalten. Das hat seinen Grund in der Thatsache, daß nach der Flucht der Kaiserin Eugenie am 3. September 1870 in den Tuilerien Documente gefunden wurden, welche den Plan Napoleons III., im Falle eines Sieges über die Deutschen Belgien zu annektiren, unwiderleglich bewiesen. Seither sind die einst so intimen Bande, welche die Napoleonische Dynastie mit der belgischen Königsfamilie verknüpfte, vollständig gelöst.

Paris. — Den Testaments-Vollstreckern der kürzlich verstorbenen Frau Boucicaut sind schon so viele Gesuche um Almosen und Unterstützungen zugegangen, daß ein zehnmal größeres Vermögen nicht genügen würde, um alle Ansprüche zu befriedigen.

San Remo. — Die Kronprinzessin Victoria fand jüngst Gelegenheit zu einer humanen That, von der man in San Remo lange sprechen wird. Zwei Knaben waren beim Klettern von einer Gartenmauer an der Landstraße herabgestürzt und hatten sich die Köpfe blutig geschlagen. Die hohe Frau, welche gerade des Weges kam, ließ dieselben in die nahe gelegene Villa Zirio bringen und rief persönlich den Dr. Howell zur ärztlichen Hülfsleistung herbei. Ein paar den unvorsichtigen Kletterern verahnte Silberfranken stellten zwar unverzüglich Thronen und Klagen, veranlaßten aber lebhaftere Vorstellungen des bei der Scene gegenwärtigen italienischen Schuhmanns, welcher voraussetzte, daß — ähnliche Unfälle wie Pilze aus dem Boden wachsen würden.

Wirtschaftliches.

Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Welch' trüber, trauriger Wintertag heut ist! Die Sonne kam keinen Augenblick zum Vorschein, bleidwer hingen dunkle Wolken am Himmel und unaufhörlich fiel der Schnee. Nicht jener glänzende, dessen scharfe, spitze Krystalle so lustig umherfliegen, nein, der großlockige, weiche Schnee, der, wo er niederfällt, einen nassen Fleck bildet und die Straßen mit häßlichem Schmutz überzieht. Ich stehe am Fenster und schaue hinaus; es ist wahrhaftig, um melancholisch zu werden! Da, mich umwendend, erblicke ich die brennende Lampe, das behagliche, freundliche Zimmer, das ich mein Heim nenne, und dort prangt mein Weihnachts-Geschenk, mein Theetisch, so hübsch, wie ich nie geglaubt hätte, einen besitzen zu können. Sein Gestell ist von reich geschnittenem, dunklem Eichenholz; die Platten — von bunten Racheln — sind practisch und elegant zugleich, auch ein Service aus weißem Porzellan gehört dazu. Die Dintel an Kaune, Topf und Tassen sind ein relief einem Baumstamme nachgebildet, von dem ausgehend sich ein Apfelblüthen-Zweig, in Rosa und Gold, über die Geschiere legt; ja selbst ein eigenes Gedeck schenkte man mir. Zudem ist es über den Tisch breite, muß ich lächeln, sonderbare Idee! Der Plein seines Musters stellt Bomben und Blüthen dar, — dennoch ist es mit seiner von Durchbruchstreifen begrenzten Bordüre originell und hübsch; dazu ein Kunstgewebe einer unserer ersten Fabriken. Und nun zünde ich die Lampe unter dem silbernen Theetische an;



er ist mein Stolz, ein Hochzeitsgeschenk, und während die bläuliche Flamme emporzüngelt und ich beschaulich dabei sitze, werden Erinnerungen vergangener Tage in mir wach. Ich entsinne mich plötzlich eines großen Samovars, der in meiner Kindheit ein Gegenstand meiner steten Bewunderung war. Das Wasser in seinem Innern wurde durch glühende Holzkohlen zum Sieden gebracht, und damit es rascher ginge, setzte man einen Schornstein auf, Truba genannt. So, sagte man mir, bereiteten die Russen den Thee. Ich erinnere mich, wie meine Großmutter erzählte, als sie jung gewesen, habe man ein wenig Zimmt in den Thee gethan, und wie meine Mutter erwiderte, zu ihrer Zeit habe bei Gesellschaften ein Vanille-Geschmack für fein gegolten. Wir lieben den Thee ohne jeden Zusatz; ich verstehe mich darauf und führe



zwei' Thee: Pecco, Souchon und Congo, der, für die Ausfuhr bestimmt, in Europa beliebt ist; ihm sollen nicht jene schädlichen Stoffe innewohnen, die in dem „grünen“, in China selbst getrunkenen Kaiserthee, Haysang und Soutong, enthalten sind. Auch weiß ich wohl einen echten Thee von einem gefälschten zu unterscheiden; seine Blätter sind länger, schmaler, glänzend und glatt, mit scharf ausgegacktem Rand, blaugrün von Farbe, während die des gefälschten Thees runderlicher, dunkel oliv und wenig gezackt erscheinen. Auch bei dem Anfaß muß die Farbe des Thees goldig klar, nicht dunkel schwärzlich sein und erkaltet auf der Oberfläche einen fettig glänzenden, regenbogenartig schillernden Ueberzug zeigen. Da hängt mein Kessel an zu summen. Wie gut sich feinen Gesänge lauschen läßt! Zwar fehlt das Heimchen, doch meine ich, die Stimmchen der guten Hausgeister heraus zu hören, es zu verstehen, was sie mir von Zufriedenheit und stillem, häuslichem Glück erzählen. Da spritzt ein Tropfen über; nun ist es Zeit, rasch die Kanne ausgehült und den Thee hinein gethan, einen Theelöffel voll auf die Tasse. Jetzt geht die Thür, mein Mann, den die Pflicht fortzieht, kommt nach Hause; nun darf ich aufstehen, denn schon tritt er ein: „Abentheuerliches Wetter da draußen, hier drinnen aber ist's gemüthlich, und wie köstlich duftet der Thee!“ — „Darf ich eine Tasse einshenten?“ . . . . G. A.

Briefmappe.

Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Altersversorgung. — Eine ältere Dame wünscht ihre kleinen Erbpornisse, die sie durch Nahrung in fünfundzwanzig Jahren erlirbt hat, für ihr Alter sicher anzulegen. Kann Jemand über zuverlässige Altersversorgungs-Anstalten Auskunft geben?

Prämierung von Dienftboten. — Wo werden Prämien für treue Dienftboten vertheilt?

Gänseleber-Fillet. — Wer kann mir ein Recept zur Zubereitung von Gänseleber-Fillet angeben? Unerfahrene Köchin.

Waschmaschine. — Kann mir Jemand eine bewährte Waschmaschine für einen Landhaushalt empfehlen? Wo kauft man eine solche Maschine und wie theuer ist dieselbe? A. B. S. in S.

Kunsthonig (456). — Als Reagens für verfälschten Honig verwendet man eine mit der fünffachen Menge Alkohol verdünnte Jod-Tinctur. Man löst zur Prüfung 10 Gramm Honig in 50 Kubikcentimeter Wasser und filtrirt die Lösung. In einem halben Reagensglase des Filtrates setzt man einige Tropfen der verdünnten Jodlösung, worauf sich Kunsthonig mehr oder weniger rothbraun, natürlicher Honig dagegen nur weingelb färbt. Leicht ausführbar ist auch die Hager'sche Honigprobe: Man giebt in einen Cylinder 1—2 Kubikcentimeter einer 25 procentigen, klar filtrirten Honiglösung und läßt diese vorsichtig mit etwa 1/2 Kubikcentimeter absoluten Alkohol überschichten, d. h. man läßt diese Quantität Alkohol vorsichtig und langsam am inneren Rande des Glases allmählich niederrinnen. Die Honiglösung bleibt klar oder zeigt einen kaum merklich trüben Schimmer an der Berührungsfäche, welcher auch in der Ruhe bald verschwindet, wenn der Honig rein ist; sie wird aber milchig, weiß, trübe, wenn der Honig mit Stärkezucker oder Maisstärke-Zucker vermischt ist. G. A.

Kunsthonig (456). — Kunsthonig, der vielfach aus Lindenblüthen und Glycerin-Zusatz hergestellt wird, unterscheidet sich von dem echten zunächst durch einen weichen Geschmack; auch bleibt er, unabhängig von Temperatur und Zeit-Einfluß, stets klar und flüssig, während bei dem Bienenhonig leicht eine Verdickung und Krystallisation eintritt, die erst durch Erhitzung wieder schwindet. G. V.

Wäsche (472). — Es giebt allerdings ein Mittel, um Wäsche schnell, ohne sie zu kochen, rein zu waschen, indem man dem Seifenwasser einen Zusatz von Aetz-Ammoniak und Terpentin-Oel, — den sogenannten Wasch-Liquent, — hinzufügt. Die Wäschestücke dürfen aber bei Anwendung dieses Mittels nicht übereinander gelegt werden, und man muß jedes Stück sofort spülen und zum Trocknen aufhängen. Uebrigens möchten wir diese Methode, welche die Hände der Waschfrauen und das Leinwand gleich angreift, nicht sehr empfehlen.

Wasserflaschen zu reinigen (480). — Die bewährteste Art, Wasserflaschen zu reinigen, ist folgende: Man lasse die Flaschen langsam mit etwas Salzsäure umlaufen, jedoch diese überall hin- kommt, und spüle dann mit kaltem Wasser nach. Nachdem das Wasser vollständig ausgelaufen ist, nimmt man etwas Kochsalz und schüttelt die Flasche damit derart um, daß die trockenen Salzkörner sich ziemlich dicht vertheilt innerhalb der Flaschenwand ansetzen. Man kann so die Flaschen jede beliebige Zeit stehen lassen und spült das Salz vor dem Gebrauch aus. Man thut gut, sich eine Flasche Salzsäure, fest zugestopft, zu diesem Zwecke anzubewahren. Will man verhindern, daß die Flasche, welche gereinigt werden soll, außen beschlägt, nachdem sie mit Wasser gefüllt ist, so reibt man diese mit der flachen Hand und etwas Scheuerleind tüchtig ab und läßt wiederholt Wasser überlaufen, ehe man sie füllt. Frau Julie St. in B.

Wasserflaschen zu reinigen (480). — Für das beste Mittel zum Reinigen von Flaschen aller Art halte ich das neuerfundene Email-Schrot. Das Email-Schrot besteht aus kleinen, weißen, porzellanartigen Kügelchen in der Größe größerer Kollgerste. Es ist hart und bewirkt deshalb eine weit größere Reibung, als das weiche, die Gesundheit gefährdende und theurere Bleischrot. Man füllt die zu reinigende Flasche zur Hälfte mit kaltem oder warmem Wasser, giebt eine Hand voll Email-Schrot dazu und schüttelt die Flasche kräftig. In der Regel werden die Flaschen sofort rein und spiegelklar; sind sie sehr beschmutzt, so nehme man nur warmes Wasser, denn man nöthigenfalls noch etwas Soda beifügen kann. Nach der Reinigung werden die geöffneten Flaschen umgestürzt und dann in der Nähe des Herdes getrocknet. Frau A. K. in M.

Wasserflaschen zu reinigen (480). — Wasserflaschen reinigen man durch tüchtiges Auspülen mit verdünnten Eierschalen; sollte dies nicht genügen, so gieße man einige Tropfen rothe Salzsäure in die Flaschen, spüle mit Wasser nach und lasse sie, umgekehrt stehend, trocken auslaufen. Auch Sand ist ein beliebtes Mittel, macht aber zuweilen Schrammen. G. A.

Filet-Guirpuro-Decken zu waschen (480). — Ich pflege Filet-Guirpuro-Decken seit Jahren ohne Rahmen zu waschen und dieselben dann ungefräckt auf ein Bügelbrett zum Trocknen aufzuhängen, wobei ich jede Ecke des Randes mit einer Stecknadel anstecke. Sollte die Decke breiter sein, als das Bügelbrett, so schlägt man die Decke zur Hälfte ein und steckt dieselbe auf diese Art zusammengelegt fest. Auf diese Weise werden Filet-Guirpuro-Decken wieder so schön wie neu. M. B.

Früh gepflückte Gräser für Bouquets haltbar zu machen (480). — Gräser, die man, ohne sie zu pressen, für Bouquets verwenden will, umschlinge man am Stiel mit einem Faden und hänge sie frei, — die Blätter nach unten gekehrt, — auf eine Leine; so bewahren sie Farbe und Form. Sind sie vollkommen getrocknet, so ziehe man die einzelnen Blätter vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger; man kann sie auf diese Weise leicht nach Gefallen biegen.

Bezugsquellen: Wandbild, Seite 14: E. Zetiger, SW, Kötbnach, 20. — Fettswaren, Seite 15: H. Drabik, C. Jerusalemstr. 29. — Theetisch, Theeservice, Seite 16: S. V. Haber, W. Unter den Linden 16. — Theegedeck, Seite 16: S. V. Grünfeld, Landwehrstr., Schöneha.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 24 Beilagen, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beilagen jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Fest-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Fest (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.